

VIERTER TAG ZUR PROBLEMATIK LITERARHISTORISCHER BEGRIFFE: GESCHICHTLICHER PROZESS UND TERMINOLOGISCHE FIXIERUNG

KARL EIBL (Trier)

Einführung

Ist es Zufall? Sieben Vorlagen waren für den letzten Tag dieses Symposions geplant, doch vier der vorgesehenen Beiträger haben schließlich abgesagt. Mit respektablen Gründen, versteht sich. Aber eine solche Häufung guter Gründe ausgerechnet beim Thema dieses Tages ist vielleicht nicht ganz ohne statistische Signifikanz. Vielleicht haben die »Schwierigkeiten, den historischen Prozeß begrifflich zu bestimmen« – so eines der angemeldeten Themen – zumindest im Hintergrund mitgewirkt; denn gerade die explizite Zusammenführung von Terminologie und Geschichte führt zu – scheinbaren oder tatsächlichen – Aporien.

Geschichte ist ein irreversibler, nicht-repetitiver Prozeß. Geschichtliche Ereignisse sind grundsätzlich singulär, neu, inkommensurabel. Der klassische Topos hierfür: Man steigt nicht zweimal in denselben Fluß. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß generalisierende Aussagen und damit auch Allgemeinbegriffe hier überhaupt verfehlt sind – von Termini ganz zu schweigen. Doch auch »idiographische« Aussagen müssen sich allgemeiner Begriffe bedienen (die *Französische Revolution*: Was heißt *französisch*, was heißt *Revolution*? Das große F allein löst das Problem nicht.) Zöge man den Schluß aus der Singularität historischer Sachverhalte mit aller Konsequenz, dann bliebe uns als historische Methode nur sprachloses Staunen.

Es gibt aber einen Hoffnungsschimmer: Zwar steigt man nicht zweimal in denselben Fluß; aber wer auch immer in irgendeinen Fluß steigt – er wird dabei naß. Dem geschichtlichen Prozeß sind offenbar Vorgänge und Sachverhalte eingelagert, die der Generalisierung durchaus zugänglich sind. Zwar ist jedes individuelle Leben von der Geburt zum Tod irreversibel und nicht-repetitiv. Aber dieser Vorgang wiederholt sich milliardenfach. Und er führt zu immer neuen, nie dagewesenen Konstellationen. Wir müssen diese Spannung aushalten. Wenn wir sie zugunsten des Individuellen aufgeben, führt das zum Verzicht auf Rationalität. Wenn wir sie zugunsten des Allgemeinen, gar »Panchronischen« aufgeben, führt das zu empiriefernen Leerformeln, nahen Verwandten älterer überzeitlicher »Wesens«-Einsichten. Für Begriffsbildung und Terminologie bedeutet das, daß wir – um es standesgemäß mit Goethe zu formulieren – unsere Allgemeinbegriffe »mit Bewußtsein, mit Selbstkenntnis, mit Freiheit und, um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie«

gebrauchen. (Vorwort zur »Farbenlehre«.) Anders und auf Terminologie bezogen gesagt: Daß wir uns des instrumentellen, dienenden Charakters aller Termini bewußt bleiben. Ein Terminus ist keine Erkenntnis, sondern eine Vereinbarung: Das ist eine jener Selbstverständlichkeiten, die man nicht oft genug wiederholen kann.

Doch nicht nur die Gegenstände, sondern auch die Begriffe und damit die sie bezeichnenden Wörter stehen im historischen Prozeß, sind insbesondere seit der »Sattelzeit« (Koselleck) am Ende des 18. Jahrhunderts einem beschleunigten Wandel unterworfen. Was aber kann die »Taufe« von Begriffen (Christian Wagenknecht in diesem Band) für die Verständigung ausrichten, wenn der Täufling sich darum nicht schert, sondern sich ständig verwandelt? Unter diesem Aspekt wäre unser gegenwärtiges Unternehmen als Nachdenken darüber aufzufassen, ob und wie man den begriffsgeschichtlichen Prozeß für eine kurze Zeitspanne und eine bestimmte »scientific community« so synchronisieren kann, daß sich ein Optimum an Verständigungsmöglichkeit ergibt.

Ich möchte im folgenden vier Klassen von Begriffen hinsichtlich der Probleme und Scheinprobleme skizzieren, die aus ihrer Konfrontation mit dem geschichtlichen Prozeß erwachsen. Es ist keineswegs eine vollständige systematische Typologie beabsichtigt, sondern es sind eher »aufgeraffte« Kategorien im Sinne einer offenen Liste.

1. Technische Begriffe

Eine Klasse besonders geschichtsresistenter Begriffe begegnet uns in der Metrik und der Rhetorik. Bei näherem Hinsehn gibt es zwar auch hier manches Detailproblem; der lateinische Hexameter ist mit seinem deutschen Pendant trotz mancher Ähnlichkeit doch nur im Sinne einer »genealogischen Reihe« verbunden (s. Punkt 2). Im Ganzen gesehen aber gibt es hier wenig Bewegung, wenig Unklarheit, und so liegt es nahe, im Instrumentarium von Metrik und Rhetorik das Paradigma für Terminologierungsversuche auch in anderen Bereichen zu suchen.

Zu fragen ist dann, wo die Ursache für die relative Statik und Präzision dieses Instrumentariums zu suchen ist. Einer der Gründe liegt sicher darin, daß die Termini dieser Bereiche in ihrem Grundbestand vor der »Sattelzeit« entstanden sind und auch heute noch zumeist im alten Sinn verwendet werden. Ein ebenso wichtiger Grund ist jedoch auch darin zu suchen, daß der Gebrauch dieser Termini einer ständigen Kontrolle in Anwendungsbereichen unterliegt, daß sie also in einem genauen Sinne »operational« sind. Wenn ich jemandem sage, er solle einen *Jambus* herstellen, und er produziert einen *Trochäus*, dann wird sofort ein Abstimmungsbedarf deutlich. Überdies sahen *Jamben*, die zu Opitzens Zeiten entstanden, nicht anders aus als heutige. Ganz anders, wenn jemand etwas *Tragisches* herstellen soll! – In dieser Hinsicht der Operationalität unterscheiden sich die Termini der Metrik und der Rhetorik nicht von denen des Klempner- oder des Elektrikerhandwerks. Abstimmungsbedarf in diesen Tätigkeitsbereichen wird sofort erkennbar, wenn wegen

eines Mißverständnisses der Keller unter Wasser steht oder die Waschmaschine nicht läuft, von Schlimmerem abgesehen. Für die Frage nach der Paradigma-Fähigkeit lassen sich daraus zwei Schlüsse ziehen:

a) Nur Wörter, die zumindest potentiell in Handlungsanweisungen erscheinen, sind in vergleichbarer Weise terminologisiert. Deren gibt es jedoch durchaus in größerem Umfang in Anwendungsbereichen der Literaturwissenschaft, und dort sollten sie auch aufgesucht werden: Im Bereich der ›neuen‹ Rhetorik etwa, am Theater, beim Fernsehen, im Verlagswesen. Die stärkere Berücksichtigung solcher Anwendungsbereiche könnte der Literaturwissenschaft nicht nur mehr sichtbare ›Relevanz‹ verleihen, sondern vielleicht auch einen Fundus quasi naturwüchsig unter der Erfolgskontrolle von Anwendungssituationen entstandener Terminologien erschließen.

b) Auch die Fachsprache der Klemptner unterliegt dem geschichtlichen Wandel; denn sie befaßt sich heute mit ganz anderen Dingen als vor 200 Jahren. Ein rhetorischer Terminus der *Ironie* zum Beispiel, der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts trägt, aber schon gegenüber »Wilhelm Meister« irreführend ist und gegenüber Friedrich Schlegel oder gar Thomas Mann oder Robert Musil versagt, muß darum nicht unbrauchbar sein. Aber er konserviert den Stand vor der ›Sattelzeit‹, bedarf entweder der Ausweitung und verliert damit an Trennschärfe – oder es ist notwendig, *Ironie* von diesem Zeitpunkt an umzufunktionieren in einen genealogischen Reihenbegriff.

2. Genealogische Reihenbegriffe (Gattungen)

Das Wort wurde nun schon zweimal von mir verwendet. Der damit bezeichnete Begriff soll helfen, einige Probleme zu beseitigen oder zumindest zu umgehen, die immer wieder im Zusammenhang mit Gattungsbegriffen, aber auch mit einigen anderen Begriffsgruppen entstehen, weil hier häufig Kategorien der Typologisierung mit solchen der Traditionsbeschreibung vermischt werden. Man könnte die *genealogischen Reihenbegriffe* (Eibl 1979) auch *Traditionsbegriffe* nennen. Ich bevorzuge derzeit die erste Formulierung, weil sie verdeutlichen kann, daß derartige Begriffe überall verwendet werden müssen, wo Geschichte ins Spiel kommt, etwa auch in der Biologie, wo eine derartige Reihe vom reptilienhaften Urvogel Archaeopteryx bis zum Pinguin führt, der das Fliegen wieder aufgegeben hat.

Herr Strube hatte in seiner Vorlage das Beispiel der *Novelle* gebracht: Es sei denkbar, daß es zwei *Novellen* gebe, die keinerlei charakteristische Merkmale mehr gemeinsam hätten. Noch signifikanter erscheint mir das Beispiel der *Elegie*. Die *Elegien* des Tyrtaios, des Properz, Grays, Goethes, Hölderlins, Rilkes und Brechts bilden eine *genealogische Reihe*. Wenn man eine *Elegie* des Properz und eine von Brechts »Buckower *Elegien*« nebeneinander legt, kann man keinerlei charakteristische Gemeinsamkeiten mehr entdecken. Gleichwohl kann es sinnvoll sein, ihnen einen gemeinsamen Namen zu geben, etwa so, wie es sinnvoll sein kann, von den ›Wittelsbachern‹ zu sprechen, deren heute lebende Exemplare mit dem ersten, namengebenden, kaum noch ir-

gendeine signifikante genetische Gemeinsamkeit haben dürften. Es geht hier so ähnlich zu wie bei dem Kinderspiel ›Stille Post‹: Der erste in der Reihe flüstert dem Nachbarn ein Wort zu, der gibt es an den nächsten und so fort, und am Ende kommt ein ganz anderes Wort heraus.

Am plausibelsten lassen sich die *genealogischen Reihenbegriffe* am Beispiel der ›Gattungen‹ verdeutlichen. Doch geht eines im andern nicht völlig auf, ja, die Beispielwahl kann sogar zu Mißverständnissen führen. Deshalb sei zweierlei betont: a) Diese *Reihenbegriffe* sollten nicht mit typologischen Gattungsbegriffen vermischt werden, weil sie sonst wieder völlig unscharf werden. So wird z. B. Walthers von der Vogelweide berühmtes Gedicht »Owè war sind verschwunden alliu mîniu jâr« immer wieder einmal als *Elegie* bezeichnet. Im Sinne des *genealogischen Reihenbegriffs* der *Elegie* wäre das aber nur möglich, wenn man einen faktischen Traditionszusammenhang zur antiken *Elegie* herstellen könnte; andernfalls sollte man sich mit dem Terminus *Klaggedicht* behelfen, der wegen seiner eindeutigen inhaltlichen Motivierung für typologische Zwecke reserviert werden könnte. b) *Genealogische Reihen* gibt es nicht nur bei ›Gattungen‹, sondern auch z. B. bei Stoffen und Motiven, wo dies ohnedies einsichtig ist, aber auch bei metrischen (s. o. den *Hexameter*) oder stilistischen (s. o. die *Ironie*) und vermutlich noch bei vielen anderen Erscheinungen.

3. Begriffe für literarische Gruppen (Epochen)

Der Komplex ›Epoche‹/›Periodisierung‹ führt einige Scheinprobleme mit sich, die sich teils auf die Vorstellung vom ›Einschnitt‹, teils, noch simpler, auf Zwänge von literaturgeschichtlichen Darstellungen zurückführen lassen, deren Darstellungsprobleme als Sachprobleme mißverstanden werden: Literaturgeschichtliche Darstellungen müssen den Stoff in einzelne, plausibel abgrenzbare Kapitel aufteilen, so daß sie sich ständig mit dem Scheinproblem einer *Epochenabgrenzung* herumschlagen müssen, das in Wirklichkeit ein Problem der Kapitelabgrenzung ist; und sie müssen diese Kapitel auch da hintereinanderstellen, wo das Hintereinander keine sinnvolle Abbildung eines zeitlichen Nacheinander ergibt, was zum Scheinproblem der ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹ (oder umgekehrt) führt.

Die Scheinprobleme, die im *Epochenbegriff* liegen, lassen sich meines Erachtens am einfachsten dadurch beseitigen, daß man *Epoche* als normgeleitetes Denken und Verhalten einer Personengruppe definiert, *literarische Epoche* demnach als auf Literatur bezogenes Denken und Verhalten einer Personengruppe. Solche Gruppen können nacheinander auftreten, aber – bezeichnenderweise seit der ›Sattelzeit‹ in verstärktem Maße – auch nebeneinander; solche Gruppen können in unterschiedlichsten Größenordnungen angesetzt werden, von der Großepoche bis zum ›Kreis‹; ein Autor kann im Laufe seines Lebens mehreren solcher Gruppen angehören, gelegentlich auch gleichzeitig; und auch das Ausmaß der Integration des Autors in die Gruppe kann höchst unterschiedlich sein.

Mit einer solchen Definition kann man zwar den Verfassern von Literatur-

geschichten nur wenig helfen, aber man kann verhindern, daß das Darstellungsproblem sich als Sachproblem aufspielt.

4. Lebensweltliche Grund- und Deutungsbegriffe

Die Klasse der lebensweltlich vermittelten Grund- und Deutungsbegriffe ist die heikelste – nicht nur, weil diese in besonderem Maße dem begriffsge-
schichtlichen Prozeß unterliegen, sondern auch deshalb, weil der Umgang mit ihnen auf Fragen des Selbstverständnisses der Literaturwissenschaft führt. Als die alten Gehäuse der Lebensdeutung im 18. Jahrhundert zerbrachen, entließen sie nicht nur die Dichtung als Instrument der Lebensdeutung in die Autonomie. Bald entstand auch das Bedürfnis, dieses Instrument zu deuten, eine Art Meta-Deutungsbedarf, dem die moderne Literaturwissenschaft ihre Existenz verdankt. So ist nicht verwunderlich, daß diese Wissenschaft sich auf dem Markt der jeweils lebensweltlich kurrenten Grund- und Deutungsbegriffe bediente, ihn gelegentlich auch selbst belieferte, vielfach als eine Art Übersetzungsinstanz zwischen der Dichtung und den verschiedenen anderen Bereichen der Lebensdeutung – Religion, Philosophie, politischer Ideologie usw. – vermittelte. Insbesondere das, was wir in einem weiten Sinne *Interpretation* nennen, macht auf den (etwas zynischen) Beobachter zuweilen den Eindruck eines Rangierbahnhofes, auf dem die immer gleichen Waggons ständig hinter andere Begriffs-Lokomotiven gehängt werden, denen man jeweils besondere Zugkraft zutraut.

Diese Geschäftigkeit hat in den letzten Jahrzehnten geradezu hektische Züge erlangt. Nur: Sie hat ihre alte Basis verloren. Diese Basis bestand aus einem relativ homogenen Bildungsbürgertum als unmittelbarem oder mittelbarem Publikum, das sich mit Lebensdeutung versorgen ließ, aus einem relativ homogenen Kanon von Bezugstexten, die jeweils neu zu applizieren waren, und aus zwar wechselnden, doch jeweils relativ homogenen lebensweltlichen Deutungshorizonten. Der letzte derartige Deutungshorizont war, wenn ich recht sehe, die Existenzphilosophie, Bildungsbürgertum gibt es nur noch in Resten, und die Bezugstexte sind säkularisiert. Als (nicht: weil) die Literaturwissenschaft ›relevant‹ werden wollte, war es mit der Relevanz vorbei.

Sie kann nicht dadurch wiedererrungen werden, daß wir die Suche nach neuen Begriffs-Lokomotiven intensivieren, kurzfristig publizistisch erfolgreiche Begriffe aus Nachbarbereichen (womöglich in metaphorischer Verwendung) aufhaschen und von Jargon zu Jargon taumeln oder, an einem erlernten schließlich festhaltend, in Konventikeln die ganze Literaturgeschichte in ihn zu übersetzen versuchen. Es ist ja nicht etwa, wie man gelegentlich hört, die Terminologisierung, die auch dem gutwilligen Außenstehenden heute den Zugang zu literaturwissenschaftlichen Arbeiten so oft erschwert, sondern die Jargonisierung. – Eher schon könnte eine Perspektive darin liegen, daß die Literaturwissenschaft bescheidener wird, den ›großen‹ Begriffen für eine Weile entsagt und dann vielleicht, als Wissenschaft, ein neues Wirkungspotential entfaltet.

Die Vorlagen des heutigen Tages befassen sich mit ›großen‹ oder zumindest ›halbgroßen‹ Deutungsbegriffen und prüfen am historischen Exempel die Probleme, die sich für die Terminologisierung solcher Begriffe ergeben.